

PATRICIA MARIA KOCH

Sozialisation in die Wissenschaft – Über die Schwierigkeiten promovierender Frauen

Bedauerlicherweise gibt es nur wenige Untersuchungen, die sich mit dem Promovieren befassen, obwohl das Anfertigen einer Dissertation für eine wissenschaftliche Laufbahn unabdingbar ist. Über ein derartiges Thema zu forschen bedeutet, eine Welt zu thematisieren, in die wir als Wissenschaftler selbst verstrickt sind und die wir vielleicht nur allzu gerne hinter uns gelassen haben, da sie mit vielen Mühen und Hürden verbunden war. Aber wer, wenn nicht die Wissenschaftler selbst, sollte über die Wissenschaft forschen? Untersuchungen über die spezifische Situation von Frauen existieren so gut wie gar nicht. Nachfolgend handelt es sich um Ergebnisse aus einer qualitativen Befragung von Doktorandinnen verschiedener natur- und geisteswissenschaftlicher Disziplinen, die an der Universität Hamburg durchgeführt wurde.

Promovieren bedeutet für Männer wie für Frauen in den meisten Fällen eine starke Belastungssituation, die häufig neben dem Gelderwerb und der Familie bewältigt wird. Eine Frau, die promoviert, ist nicht in der gleichen Situation wie ihre männlichen Kollegen: Sie sieht sich fast ausschließlich Betreuern des anderen Geschlechts gegenüber und hat meist eine andere Sozialisation durchlaufen, so daß der Eintritt in die Wissenschaft eher mit Fremdheit verbunden ist. In vielen Fällen ist es fast unmöglich Kinderkriegen, Promovieren und Geldverdienen miteinander zu verbinden. Stellen als wissenschaftliche Mitarbeiter, die eine günstige Förderungsmöglichkeit darstellen würden, sind äußerst rar.

Die durchschnittliche Arbeit an der Dissertation beträgt 4,5 bis 5 Jahre. Frauen benötigen im allgemeinen eineinhalb Jahre länger als Männer. Wenn sie in ihrer Promotion erfolgreich sind, dann eher mehr als mittelmäßig. Die meisten der promovierenden Frauen stammen aus höherem und gebildeterem Milieu. Promovierende Männer sind doppelt so häufig bildungsfern. In diesem Sachverhalt drückt sich die Tatsache aus, daß es für Frauen schwieriger ist, als Nachwuchswissenschaftlerin akzeptiert zu werden. Daraus resultiert die Bedeutung akademischer und sozialer Herkunft als Ausgleich der Geschlechterbenachteiligung.

Im Laufe der Promotion werden Prozesse der Habitusbildung in bezug auf das wissenschaftliche Denken vollzogen, die durch die Hochschullehrer, manchmal auch durch andere Promovierende initi-

iert werden. Diese äußern sich u.a. in folgenden Fähigkeiten:

- sprachliche Distanz;
- Ausdrucksvermögen im spezifischen Fachjargon, z.B. einer spezifischen „Schule“ oder Tradition;
- qualifiziertes Urteilen unter Einbeziehung verschiedener Perspektiven;
- Fixierung auf Tradition, Fragestellungen und Methoden;
- Orientierung am Korpus der Wissenschaft;
- argumentative Verteidigung eigener Vorhaben und Anliegen, besonders in der Gruppe/Festigung des eigenen Standpunkts

Doktorandinnen zwischen Abhängigkeit und Autonomie

Promovieren ist juristisch und personal reguliert. Trotz des im Hochschulrecht verankerten Grundrechts zur Promotion obliegt den Universitäten die Aufgabe der Selbstverwaltung. Die Regelungen werden an einzelnen Hochschulen und Universitäten unterschiedlich getroffen und differieren stark voneinander. Unabhängig davon ist die Organisationsstruktur der Promotion durch einen Mangel an Verbindlichkeit gekennzeichnet. Für die Zusammenarbeit zwischen Betreuer und Betreuten gibt es keinerlei Regularien und Richtlinien, obwohl diese durchaus hilfreich sein könnten. Das läßt sich beispielhaft am Nachbarland Österreich veranschaulichen, in dem Promovend(inn)en anders eingebunden sind. Kandidat(inn)en der Promotion haben dort folgende Anforderungen zu erfüllen: Vorlage eines Exposés, Teilnahme am Forschungskolloquium, Präsentation von Arbeitsfortschritten etc. Wie wir später sehen werden, könnten derartige Maßnahmen, die auf den ersten Blick vielleicht abschreckend wirken, eine Unterstützung für Promovierende und Professoren darstellen.

Im Gegensatz zum Studium findet bei der Arbeit an der Dissertation eine Umgewichtung statt: Die Großgruppenkommunikation (Seminar, Vorlesungen etc.) verliert an Bedeutung, dafür hat der Doktorvater einen zentralen Stellenwert bei der Anfertigung einer Dissertation. Für die erfolgreiche Bewältigung einer wissenschaftlichen Laufbahn sind nicht nur gute Leistungen von Relevanz. Ein wesentlicher Selektionsmechanismus ist die persönliche Förderung durch Hochschullehrer. Diese fungieren als Positionsmodelle. Sie tragen zum Aufbau von Handlungsdispositionen bei und ver-

mitteln Informationen. In der Beziehung zum Hochschullehrer erweist es sich als Gefahr, diese in eine zu transformieren, in der nicht mehr die Förderung wissenschaftlicher und sachbezogener Eigenständigkeit im Vordergrund steht, sondern in der die persönliche Beziehung dominiert. Dabei sind die extremen „Positionen“ auffällig: Die Promovendinnen schwanken zwischen dem Wunsch nach Verschmelzung und Identifikation einerseits und der Distanzierung von der Betreuungsperson andererseits. Beide Extreme erschweren die Promotion.

In der Prozedur der Promotion tritt der Konflikt der Promovendinnen zutage, zum einen wissenschaftliche Autonomie zu beweisen, zum anderen bezüglich der Anerkennung der wissenschaftlichen Leistungen in Abhängigkeit vom Betreuer zu stehen, der die Werte der Universität und des Fachbereichs repräsentiert. Die Personalisation wird durch die Struktur des Promovierens forciert: Im Gegensatz zum Studium sind nicht verschiedene Hochschullehrer für die Anerkennung der Leistungen zuständig, sondern meist entsteht die Arbeit in enger Kooperation mit einer Person, dem Betreuer der Dissertation. Von daher ist ersichtlich, daß gerade in der Gestaltung dieser Beziehung sowohl Chancen als auch Gefahren liegen.

Im Umgang mit dem zugrundeliegenden Konflikt zwischen Abhängigkeit und Autonomie kristallisierten sich drei „Faktoren“ heraus, die charakteristisch für die Interpretation der Promotionsbeziehung zum Betreuer sind: (a) Komplementarität/Verschmelzung, (b) „Unabhängigkeit“ und (c) Kampf.

Bei (a) wird der Konflikt zwischen Abhängigkeit und Autonomie dadurch gelöst, daß die Doktorandin das Verhältnis zum Betreuer erotisiert und Verschmelzung sucht oder sich in die komplementäre Rolle, eine Art Vater-Tochter-Beziehung, begibt, aus der sie ihren Nutzen zu ziehen sucht. Die „Geliebte“, die ihre erotisch gefärbte Beziehung in den Vordergrund stellt, erfährt zunächst über die Betonung ihrer weiblichen Rolle schnelle Erfolge. Es zeichnet sich aber alsbald die Gefahr ab, gerade die wissenschaftlichen Anteile zu vernachlässigen. Die „Tochter“, die sich wie eine Schülerin fühlt, und für die der Betreuer Autorität und Richtschnur ist, versucht mit ihrem Ideal, dem Doktorvater, zu verschmelzen. Auch dieses Vorgehen führt zu schneller Anerkennung, wenn der Betreuer die Doktorandin am eigenen Erfolg teilhaben läßt, indem sie Kontakte knüpfen, Seminare mithalten und mitveröffentlichen kann. Schließlich hat die Promovendin Schwierigkeiten, ihre eigenen Anteile zu sehen und sich selbst zu etablieren.

In (b) erlebt sich die Doktorandin als unabhängig vom Professor. Sie ist sachlich-wissenschaftlich orientiert. An Auseinandersetzungen mit ihrem Be-

treuer über ihr Dissertationsvorhaben liegt ihr wenig. Es zählt die „Sache“ an sich. Die Doktorandinnen sind der Gefahr ausgesetzt, Anschlüsse nicht zu bekommen. Sie arbeiten isoliert vom Fachbereich, haben keine Informationen über gängige Praxen und erhalten keine oder kaum Unterstützung und Anregung. Das führt insbesondere zum Schluß und bei der Abgabe der Arbeit zu Problemen¹.

In (c) ist das Betreuungsverhältnis durch verschiedene Arten von Kampf gekennzeichnet. Es werden heftige Kontroversen mit dem Betreuer ausgetragen oder es finden kontinuierlich anstrengende Bemühungen statt, um etwas zu erreichen. Die Promotion wird stetig unter der Perspektive möglicher Behinderung durch den Doktorvater betrachtet. Da die Energie primär in den Kampf geht, resultiert daraus die Vernachlässigung des eigentlichen Anliegens, der Promotion. Auffällig ist, daß bei diesen Frauen Kampf in Familie und Partnerbeziehung eine große Rolle spielt.

Gerade für Frauen stellt die starke Personalisation der Promotionsituation ein Risiko dar. In zahlreichen Untersuchungen wird deutlich, daß Frauen personenorientierten Verhaltensmustern folgen und Identifikation innerhalb beruflicher Karriere wichtig ist. Aufgrund einer weiblichen Sozialisation zu mehr Nähe, die bei Mädchen in „gesteigerte Abhängigkeit“ gehen könne (HAGEMANN-WHITE 1984) kann die Zusammenarbeit zwischen Betreuer und Doktorandin in eine wenig förderliche Abhängigkeitsbeziehung geführt werden. Diese impliziert auf der Seite der Doktorandin eine andere Bedeutung als auf der des Professors, der sich längst etabliert hat und „selbständig“ arbeitet. Richtlinien oder Minimalmaßstäbe, wie eine Betreuung gestaltet werden könnte, wären an dieser Stelle hilfreich.

Kein Ort

Die Schwierigkeit, Promotion und Privatleben zu vereinbaren, führt bei den befragten Frauen zu Problemen, bei denen es nicht erheblich ist, ob sie in einen traditionellen Familienrahmen eingebunden sind oder allein leben: Sie fühlen sich generell von der Widersprüchlichkeit der Ansprüche überfordert. Die Promovendinnen müssen sich beim Verfolgen ihres Promotionsziels gegen das soziale Umfeld zur Wehr setzen. Das äußert sich häufig in der Einnahme einer defensiven Per-

1 Probleme können z.B. darin bestehen, daß der Betreuer über einen langen Zeitraum, manchmal während der gesamten Promotionszeit, keine Texte der Doktorandin gelesen hat und den Schreibstil oder Aufbau der Arbeit für unangemessen hält. Während Doktorandinnen, die kontinuierlich Kontakt haben, vorher Auseinandersetzungen geführt haben und während des Schreibens ihr Vorgehen anpassen konnten.

spektive, sich unauffällig zu verhalten oder Hemmnisse und Unverständnis von außen abzuwehren. Die Doktorandinnen stoßen nicht nur auf einen Mangel an Unterstützung innerhalb ihrer Arbeit, sondern auf Ablehnung des Dissertationsvorhabens und damit verbundener Umstände. In die Auseinandersetzungsprozesse darüber investieren Frauen eine Menge Zeit und Energie, die die wissenschaftliche Arbeit stört. Sie können ihre Ausgangsbasis nicht definieren. Die Formulierung dessen, was Promovieren für sie darstellt, besteht vielmehr in der Negativität der Definition. Sie fühlen sich heimatlos. Der Aufbau befriedigender Arbeitsbezüge und das Schaffen informeller Strukturen ist von großer Bedeutung.

Die eigene Verortung und Definition der befragten Doktorandinnen erfolgt über außerhalb der Dissertation liegende Zuschreibungen (wie Kinder haben, arbeitslos sein oder Lehrerin sein). Dieser zu Problemen in der Selbstdefinition führende Mangel, verstärkt das o.a. soziale Defizit, in dem im Umgang mit Freunden, Bekannten und Verwandten kaum positive Zurechnungsmöglichkeiten für das Selbst innerhalb der sich kontinuierlich über Jahre erstreckende wissenschaftliche Arbeit bestehen. Gerade im Kontext der Wichtigkeit von Kontextualisierung und sozialem Bezug im Rahmen wissenschaftlichen Arbeitens führt das für die jeweiligen Frauen zu gravierender Verunsicherung. An der Stelle, an der Stabilisierung wissenschaftlicher Interessen stattfinden könnte, oder müßte, bleibt eine Leerstelle. Eine Entsprechung findet sich in der Struktur der Promotion selbst: Im Gegensatz zum Studium fehlen informelle Arbeitsgemeinschaften fast vollkommen. Themen sind nicht gemeinsame, sondern individuell spezialisierte. Einzelaktivitäten stehen im Vordergrund.

Modelle wissenschaftlichen Arbeitens

Die Arbeitsstile der befragten Frauen lassen sich in drei typische Vorgehensweisen, Modelle des wissenschaftlichen Arbeitens, einordnen²:

1. Fragmentarisch-assoziatives Modell
2. Organisches Modell
3. Netzwerkmodell

Beim fragmentarisch-assoziativen Vorgehen (1) ist der Kontrast zur linearen Wirklichkeitscodierung besonders auffällig. Das Vorgehen ist eher additiv und wirkt sprunghaft. Es werden wenige Von-nach-Beziehungen gesucht. Es gibt Verbindung zu dem in meiner Arbeit skizzierten Modell der Logik von LEE (1984), das in Kontrast zu der in unserer

2 Selbstverständlich läßt sich nicht jede Promovendin klar einem Arbeitsmodell zuordnen. Häufig gibt es aber Priorisierungen des einen oder anderen Modells. Das vierte (analytische) Modell habe ich hinzugefügt, da es in (2) häufig als das ideale Vorgehen zugrunde gelegt wird.

Gesellschaft eher vertretenen linearen Wirklichkeitscodierung steht³. Viele wissenschaftlichen Arbeitsweisen sind ohne die Voraussetzung der Linearität nicht vorstellbar⁴. Die Promovendinnen, die nach diesem Modell arbeiten, berichten über Schwierigkeiten mit dem Betreuer, für den sich beim „Studium“ ihrer Dissertation Probleme mit dem Gesamtrahmen der Forschungsergebnisse und eine daraus resultierende mangelnde Nachvollziehbarkeit ergibt⁵. Eine Adaptation der eigenen Arbeit erfolgt meist aufgrund von Lern- und Auseinandersetzungsprozessen mit dem Betreuer.

Auffällig am organischen Modell (2) ist die Selbstbezogenheit der Promovendinnen: Sie orientieren sich an der eigenen Biographie und wollen auf die eigene Stimme hören, die im Kontrast zu fremdbestimmter Wissenschaft stehe. Im Gegensatz zu den Doktorandinnen von (1) haben einige dieser Frauen ein klischeehaftes Bild von der Wissenschaft, die im Gegensatz zu ihrer eigenen inneren Stimme rational und kalt sei. Kontextualität wird besonders hervorgehoben und betont.

Im Netzwerkmodell (3) ist der Ausgangspunkt ein Netz von Beziehungen. Es wird Annäherung, Kommunikation und Verbundenheit gesucht. Auch dieser Zusammenhang wird in der Sprache der Metaphern deutlich. Übergeordnete Standpunkte sind wenig wichtig.

Hilfemaßnahmen für die Förderung von Frauen

Trotz disziplinärer Unterschiede im Prozeß des Promovierens⁶ stellen klare Verhältnisse und Sachbezogenheit eine Entlastung für die wissenschaftliche Arbeit der Promovendinnen dar. Je diffuser das Thema, die Erwartungen an den Betreuer und je unklarer die Arbeitssituation definiert ist, desto schwieriger gestaltet sich das Fortkommen

3 Ethnologen kommen in Studien über die Bewohner der Trobriand-Inseln zu dem Schluß, daß deren Antworten konfus, widersprüchlich und inkonsistent seien. LEE verweist in einer späteren Untersuchung auf das Problem der unterschiedlichen Wirklichkeitscodierungen der verschiedenen Kulturen: Während wir uns an der klimakterischen Linie und Von-nach-Beziehungen orientieren, gehen die Trobriander eher additiv vor. Deren wesentlicher Orientierungspunkt in der Logik ist das „pattern“.

4 Man denke dabei an logische Beweisführung, Folgerichtigkeit, Ursache-Wirkungs-Zusammenhänge, Induktion und Deduktion. Auch Finalität und Kausalität sind ohne Linearität nicht vorstellbar. Vgl. hierzu auch WATZLAWICK (1990), der sich mit dem Ursache-Wirkungs-Problem auseinandersetzt.

5 Die Betreuer erkennen in diesem Zusammenhang logische Mängel, Defizite im Gesamtrahmen und Inkonsistenz.

6 vgl. KOCH (1995, 129ff.). Entscheidende Kriterien, nach denen sich das Promovieren in verschiedenen Fachbereichen unterscheidet sind: „Kollektivierung versus Individualisierung“, „Konzentration versus Dispersion“ und „Laufbahn versus Markt“. Diese Merkmale lassen sich in spezifischer Ausprägung in unterschiedlichen Fächern vorfinden.

der Promotion. Institutsspezifische Richtlinien für die Promotionsbetreuung und ein Doktorandenkolloquium (auch dies ist keineswegs selbstverständlich) könnten für beide Seiten (Betreuer und Betreute) hilfreich sein.

Es zeigen sich spezifische Probleme und Strukturen von Frauen in der Promotion. Diese äußern sich u.a. in einer besonderen Betreuungsstruktur zwischen weiblicher Promovendin und männlichem Betreuer sowie speziellen wissenschaftlichen Denk- und Arbeitsweisen (KOCH 1995). Im Rahmen der Nachwuchsförderung reicht eine Quotierung allein nicht aus. Auf seiten der Doktorandinnen ist fachlich-sachliche Unterstützung notwendig, damit sie selbst in der Lage sind, Schwierigkeiten und Fallen in ihrer spezifischen Situation zu sehen und angemessen zu reagieren. Professoren müssen darin unterstützt werden, spezifische Hürden und Schwierigkeiten promovierender Frauen zu erkennen, um gezielt darauf eingehen zu können. Nach wie vor wäre es notwendig, eine universitäre fächerübergreifende Doktorandenberatung einzurichten und ein Modellprojekt zu initiieren, an dem über einen fest gesteckten Zeitraum hinweg verschiedene Doktorandinnen und Professoren auf freiwilliger Basis teilnehmen, mit den Zielen: (a) promovierenden Frauen begleitend Beratung und Information anzubieten und (b) in bezug auf bestimmte Schwierigkeiten der Betreuung mit den Professoren zusammenzuarbeiten. Beispielhaft einige Anregungen dazu.

Folgende Gesichtspunkte sind auf seiten der Doktorandinnen zu beachten:

- Selbstreflexion des Hintergrunds für das Promotionsvorhaben. Inwieweit besteht eine Motivation zur wissenschaftlichen Arbeit?
- Aufbau einer Betreuung, die eine gewisse Kontinuität im Kontakt zum Betreuer zeigt, d.h. eigene Stärken und Schwächen einschätzen lernen und eine Entscheidung treffen, ob der Professor als Betreuer der Arbeit geeignet ist
- Ergebnisse der eigenen Arbeit schon frühzeitig schriftlich fixieren und dem Betreuer vorlegen
- Führen von Diskussionen über fachspezifische und fächerübergreifende wissenschaftliche

Modalitäten. Dazu gehört z.B. die Orientierung am Korpus der Wissenschaft, Einbindung der eigenen Thematik in höhere wissenschaftliche Kontexte und die Initiierung sonstiger Prozesse wissenschaftlicher Habitusbildung

- Überprüfung der Voraussetzungen, die im Fach, aber auch am Institut oder der jeweiligen Universität erfüllt werden müssen, z.B. sich zu einem frühen Zeitpunkt der Promotion die jeweilige Promotionsordnung anzusehen und darauf zu achten, welche Modalitäten in bezug auf die Betreuerkonstellation an dieser Universität erfüllt sein müssen

Folgende Gesichtspunkte sind auf seiten der Professoren zu beachten:

- Beachten von intrinsischen und extrinsischen Promotionsmotiven der Doktorandinnen. Wie erfolgt die Selektion auf diejenigen Hochschulstellen, die als promotionsfördernd ausgeschrieben sind?
- Beachten der Relevanz eines Kontakts zu Promovendinnen, der eine gewisse Kontinuität zeigt, auch bei nicht in die Hochschule eingebundenen Doktorandinnen. Dazu gehört auch, Stärken und Schwächen der Fähigkeiten einschätzen zu können
- Anregen zu frühzeitigem Schreiben. Lesen der Texte der Promovierenden, um darüber zu sprechen, und das auch zu einem frühen Zeitpunkt der Promotion
- Berücksichtigen der Wichtigkeit sachlicher, nicht emotional distanzloser Betreuungsstruktur

Literatur

- HAGEMANN-WHITE, C.: Sozialisation weiblich – männlich. Opladen 1984
- KOCH, P.M.: Doktorandinnen – Der Wille zur wissenschaftlichen Anerkennung. Münster, Hamburg 1995
- LEE, D.: Lineare und nicht-lineare Wirklichkeitskodierungen. In: SCHÖSTHALER, T./GOLDSCHMIDT, D. (Hrsg.): Soziale Struktur und Vernunft. Jean Piagets Modell entwickelten Denkens in der Diskussion kulturvergleichender Forschung. Frankfurt/Main 1984,
- WATZLAWICK, P.: Die erfundene Wirklichkeit. Wie wissen wir, was wir zu wissen glauben? Beiträge zum Konstruktivismus. München 1990

Dr. Patricia Maria KOCH
Blumenau 49
22089 Hamburg

Achtung: Anschriftenänderung seit 01.01.1996!!
dvs-Geschäftsstelle, Postfach 73 02 29, 22122 Hamburg
Tel.: (040) 67941212, Fax: (040) 67941213